



Diese Nymphen irrlichterten vor fast hundert Jahren durch den Wald, die neuen Mädchen im Roman von Kirsten Fuchs wirken dagegen viel bodenständiger.

Foto Heritage Images/Visum

## Was für eine Art von Baumschule ist das denn?

Sagenhaftes Erzgebirge: Kirsten Fuchs schickt in ihrem neuen Roman eine „Mädchenmeute“ auf den Holzweg.

Was für eine fatale Dreierbeziehung. Wann es zu dieser Ménage à trois gekommen ist, lässt sich schwer rekonstruieren. Zumal das Ganze schon abgemacht war, als zwei der drei Partner noch nicht einmal geboren waren. Wenigstens den Kuppler kennt man. Tacitus war's. Er hat mit seinem Bericht von der Varusschlacht den Wald, die Literatur und die nationale Identität der Deutschen unwiederbringlich vereint. In der deutschen Literatur hat die Frage „Willst du mir was vom Wald erzählen?“ somit ungeheures Gewicht. Denn über das Geschick der Figuren hinaus stehen immer auch die nationale Identität und das Schicksal des Landes auf dem Spiel. Im literarischen Wald wird Staat gemacht.

In dieser Tradition steht Kirsten Fuchs mit ihrem nunmehr dritten Roman „Mädchenmeute“. Sie verpflanzt acht pubertäre

re Mädchen für zwei Wochen der Sommerferien in ein Waldcamp. Die eine mit dem Smartphone hält es dort nicht aus, da sind es nur noch sieben. Über die verfluchten Sieben bricht schon in den ersten 24 Stunden des Aufenthalts ein Tornado des Unheimlichen und Rätselhaften herein. Kurzerhand beschließen die Mädchen, aus dem Camp zu fliehen und auf eigene Faust in einen anderen Wald zu ziehen. Die Wahl fällt, weil eines der Mädchen dorthin kommt, auf das Erzgebirge. Auf dem Weg dorthin reist die Gruppe zunächst hübsch geordnet mit der Bahn, bevor sie auf einen gestohlenen Hundetransporter umsteigt.

Irgendwo im Nirgendwo des Waldes angekommen, beziehen die Mädchen gemeinsam eine Höhle. Mit dem Einzug gründen sie ihren Staat im Staat. Mit diesem Akt reißt der Roman sich in eine zweite, ehrwürdige Traditionslinie ein. Schon in Aristophanes' antiker Komödie „Weibervolksversammlung“ nehmen die trickreichen Frauen den Platz der Staatsmänner ein. Weibliche Haushaltsführung ersetzt männliches Regierungsversagen. Die Mädchen hier weichen den normativen Ordnungen in den Wald aus. Zugleich treten sie somit in die Fußstapfen der Bergmänner, die früher an diesem Ort gearbeitet haben. Wie abgründig es um ihre neue Heimat steht, spiegelt sich in der Physiognomie der Landschaft wider. Zwei

dunkle, nur durch einen schmalen Grat getrennte Höhleneingänge starren aus der Schattenwelt des Waldes. Die Mädchen beziehen die rechte Augenhöhle dieses Stein gewordenen Totenschädels.

So viel Symbolkraft weckt Erwartung. Aber Fuchs' Staatsutopie bleibt inkonsistent und irritierend reaktionär: Das beginnt mit der Reiseroute der Mädchen. Der Zug, den die Mädchen vom Camp aus nehmen, hält in Berlin. Kirsten Fuchs aber lässt die Gruppe demonstrativ an der Partymetropole vorbeifahren. Totenschädelhöhle statt Nachtleben lautet die Devise. Angeblich sind die Mädchen im Buchenhain besser aufgehoben als im Club Berghain. Klingt aus Elternperspektive vielleicht einleuchtend, aber ist eine solche Waldwurzeldeloidie wirklich adäquat? Im Wald soll das Wesen der Mädchen genesen? Das soll hoffentlich nicht so ernst gemeint sein, wie es erzählt wird.

Auch das angeblich so neue Staatswesen im Wald wirkt seltsam unzeitgemäß. Einmal abgesehen von der Obrigkeitshörigkeit der Mädchen gegenüber der charismatischen Bea, tut der Roman stoisch so, als habe er den Begriff „Baumschule“ grundlegend missverstanden. Es wirkt, als müsste der Wald die Mädchen erziehen. Und was lehrt sie das Waldleben nicht alles: häusliches Einrichten, Nahrungsmittelsuche (nicht Jagd!), Kochen,

Heilen, Konfliktvermeidung und – dafür ist sich der Roman tatsächlich nicht zu schade – Pflege des Nachwuchses. Im gestohlenen Transporter nämlich warteten sechs Hunde, die jetzt mütterlich umsorgt werden wollen. Der Wald als Hauswirtschaftsschule und Vorbereitung der perfekten Hausfrau, na bestens.

Erzählerin der Geschichte ist übrigens eines der beteiligten Mädchen, die fünfzehnjährige Charlotte Nowak. Charly, wie sie genannt wird, entspricht nach eigener Aussage dem Typus „Leuchtturm“: sehr groß, aufmerksame Beobachterin, aber so schüchtern, dass sie nur in Notfällen einen Laut von sich gibt – und dann sofort knallrot wird. Aus dieser pubertären Verwachsung muss die androgyne Charly befreit werden. Dafür reicht die Waldschule aber nicht aus. Dazu braucht es nach dem Konzept dieses Romans schon noch einen smarten Jungen. Und tatsächlich gibt sich Charlotte, nach der Selbstbehauptung im Wald aufgeregt zitternd, den starken Armen und dem Geschenk der Liebe hin. Ihren ersten Kuss bekommt sie – man mag sich gar nicht vorstellen, wenn Mädchen jetzt auch noch selbst aktiv küssen würden! Was für ein fataler Rückfall in die Stereotype der vermeintlich passiven Frau. Dramatisch befindet sich dieser Waldroman auf dem Holzweg. Und was ist mit den Lesern, die von Literatur

nichts anderes wollen als einfach nur eine gut erzählte Geschichte? Wenn einen nicht stört, dass sich nach dem Verschwinden der Mädchen zwar die Medienberichte überschlagen, aber nicht einmal eine Großfahndung angesetzt wird, und wenn man gelassen hinnimmt, dass in der Phase zwischen Höhlenankunft und Rätsellösung über knapp 150 Seiten nicht gerade die Hölle los ist, dann treten die Stärken des Romans in den Vordergrund. Kirsten Fuchs ist eine Meisterin in der Konstruktion einzelner Szenen und komischer Pointen. Schlagfertig, schnodderig, krawallig gehen daher auch die Mädchen miteinander um: „Sag mal, versuchst du, witzig zu sein? Versuch mal lieber, scheiße zu sein. Das könnte dir ganz gut gelingen“, heißt es da. Harte Worte und ruppiger Charme aus der Waldschule, die umso schmerzlicher nachklingen, wenn zuletzt doch wieder nur Herzschen in die Rinde geschnitzt werden.

CHRISTIAN METZ

Kirsten Fuchs: „Mädchenmeute“. Roman. Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2015. 464 S., geb., 19,95 €.



## Der Prophet wusste, wie man Wohlstand schafft

Früher Sinn für Risikokapital: Der Ökonomiehistoriker Benedikt Koehler spürt islamischen Wurzeln modernen Wirtschaftens nach

Den Muslimen ist Mohammed Prophet und weiser Staatsmann. Viele Kritiker des Islams im Westen sehen in ihm zunächst den Eroberer und den Mann, der mit elf Frauen verheiratet war. Der britische Wirtschaftshistoriker Benedikt Koehler legt nun den Blick auf einen ganz anderen Mohammed frei: auf den Unternehmer aus Mekka und den Schöpfer ökonomischer Institutionen, die – lange vor den italienischen Renaissancestädten – Anstöße zur Entstehung kapitalistischen Wirtschaftens geleistet haben.

Mohammed war über drei Jahrzehnte erfolgreicher Unternehmer, bevor er Prophet und Staatsmann wurde. In seiner Heimatstadt Mekka war Mohammed zu einem der reichsten Händler und Investoren aufgestiegen, bevor ihn ein Boykott, den seine Landsleute wegen seiner neuer Religion gegen ihn ausriefen, fast in den Ruin trieb. In Medina, wohin er im Jahr 622 flüchtete, wurde er wieder reich. Als er im Jahr 632 starb, sei er der reichste Araber gewesen, schreibt Koehler.

Mohammed revolutionierte die Religion der Araber, er reformierte aber auch grundlegend das Wirtschaften seiner Zeit. Koehler beschäftigt sich nicht mit der Moschee, wohl aber mit dem Markt. Dort wusste der Unternehmer Mohammed, was Wohlstand schafft, und so setzte er gezielt fiskalische Anreize. Nach sei-

ner Ankunft in Medina gründete er einen Markt, der steuerfrei war und alle anderen in der Umgebung ausstach; er legte Regeln für den Verbraucherschutz und den Wettbewerb fest. Zudem schuf er den ersten staatlichen Rentenplan der Geschichte. Als bei einer Hungersnot die Preise stiegen, baten ihn die Einwohner, einen Höchstpreis festzulegen. Schließlich hatten die Regierungen aller Großreiche seit den frühen mesopotamischen Hochkulturen dies getan. Mohammed lehnte ab: „Die Preise liegen in Gottes Hand.“ Über tausend Jahre später sollte Adam Smith hinter der Preisfindung des Markts eine „unsichtbare Hand“ vermuten.

Die Handelsstadt Mekka, in die Mohammed im Jahr 570 hineingeboren wurde, lebte vom Karawanenhandel. Eine Karawane konnte aus bis zu 2500 Kamelen bestehen. Allein die Logistik stellte hohe Ansprüche, komplex war die finanzielle Abwicklung unter den vielen Partnern. Dazu hatten die Araber bereits vor Mohammed das Instrument des Qirad entwickelt. Koehler bezeichnet es als eine frühe Lösung für Risikokapital. Es verteilte die Risiken, regelte die Verteilung der Gewinne, formulierte Boni. Einer der Investoren war die reiche Kaufmannsfrau Khadija, Mohammeds erste Frau. Er heiratete sie, als er vierundzwanzig Jahre alt war. Gemeinsam investierten sie in Karawanen, zudem betrieb Mohammed einen Lederwarenhandel. Noch heute von uns verwendete Begriffe gehen auf das Arabische jener Zeit zurück, beispielsweise Tarif oder Scheck. Der Koran verbot zwar den Zins auf geliehenes Geld. Er erlaubt aber den Handel – und den Qirad.

Koehler identifiziert zwei andere Institutionen, die der Islam schuf und die für

den wirtschaftlichen Erfolg der Muslime entscheidend waren. Stiftungen (Waqf) boten Wohlhabenden ein Instrument, öffentliche Einrichtungen wie Krankenhäuser und Bildungsstätten zu gründen und zu betreiben; es war nicht in erster Linie der Staat, der dafür sorgte. Zudem stellten Schulen (madrasa) die Vermittlung von rechtlichem Wissen sicher, das für die Organisation der Gesellschaft und der Wirtschaft wichtig war (und ist). Ein halbes Jahrhundert nach Mohammeds Tod führte der Omyyadenkalif Abdalmalik Goldmünzen (Dinar) und Silbermünzen (Dirham) ein, die im islamischen Binnen-

markt das einzige Zahlungsmittel waren. Für den wirtschaftlichen Niedergang der islamischen Reiche vom dreizehnten Jahrhundert an macht Koehler neben der Entdeckung neuer Handelsrouten – der Seewege nach Indien und Amerika – die Stagnation im Innern verantwortlich. Über Jahrhunderte hatten die Muslime eine hohe Ambiguitätstoleranz. Denn die Quellen des Islams ließen sich sehr unterschiedlich auslegen. Als sich die Meinung durchsetzte, alle Unklarheiten seien beseitigt, sei es mit der ökonomischen Kreativität vorbei gewesen; auch intervenierten die Herrscher in die Märkte.

Koehler zeigt an vielen Beispielen, dass der frühe Islam einen bisher unterschätzten Anstoß zur Entwicklung des Kapitalismus in Europa gegeben hat. So habe die Konstruktion des Qirad die Bildung der „Commenda“ genannten Risikokapitalfirmen in italienischen Städten geprägt. Der Pisaner Leonardo Fibonacci (1170 bis 1240) lernte in Algier das Rechnen und Kalkulieren der arabischen Geschäftsleute kennen, sein Lehrbuch „Liber abaci“ wurde unter den Kaufleuten Italiens ein Bestseller.

Koehler zufolge brachten die Tempeler von den Kreuzzügen die Idee der Rechtsschulen (madrasa) nach London; dort seien nach diesem Vorbild die „Inns of Court“ als Ausbildungsstätte für Juristen gegründet worden. Außerdem hätten die Tempeler den Bischof Walter de Merton (1205 bis 1277) mit der Idee des „Waqf“ vertraut gemacht; und als Mischung aus Madrasa und Waqf entstand 1264 in Oxford das Merton College, eine der ältesten britischen Hochschulen. Europa lernte von den Arabern die Ausgabe von Goldmünzen, als die Venezianer die Muslime in Palästina vertrieben und deren Goldprägestalten übernahmen. In Westeuropa endete die Stagnation der Geldwirtschaft, aber auch der Einfluss des islamischen Orients auf die Entwicklung des Abendlands.

Der Kreis schließt sich. Mekka und Venedig hatten viel gemein. Mekka lebte vom Karawanenhandel, Venedig vom Fernhandel zur See. Beide hatten kein wirkliches Hinterland, waren keine politische Macht. Sie prosperierten, weil es keine politische Macht gab, welche die Unternehmer daran hinderte, Risiken einzugehen sowie die dazu erforderlichen rechtlichen und wirtschaftlichen Instrumente zu entwickeln.

RAINER HERMANN

Benedikt Koehler: „Early Islam and the Birth of Capitalism“. Lexington Books, Lanham, Maryland 2014. 231 S., geb., 80,- €.



Ulf K., mehrfach für diese Zeitung aktiver Comiczeichner, hat 2009 im Feuilleton seine Fortsetzungsgeschichte „Der Anfang nach dem Ende“ veröffentlicht. Das Besondere an ihr: Sie erzählt ohne Worte. Was sie erzählt, ist dafür umso gewichtiger. Hauptperson ist der Tod, der sich in eine junge Frau verliebt. Ulf K., geboren 1970 in Oberhausen und 2006 als bester deutschsprachiger Comiczeichner

mit dem Max-und-Moritz-Preis ausgezeichnet, hatte immer schon eine Schwäche für die Figur des Todes. Hier tritt sie als Bürokrat auf, der plötzlich mit dem Leben konfrontiert wird. Endlich ist dieser Comic nun auch als Buch erschienen, wunderschön gedruckt, in nur 500 Exemplaren. (Ulf K.: „Der Anfang nach dem Ende“. Edition 52, Wuppertal 2015. 112 S., geb., 22,- €.) F.A.Z.

## Stalins liebster Dissident

Tagebücher und Briefe von Michail Bulgakow

Das Dasein eines Künstlers in einem totalitären System ähnelt dem einer Pflanze unter einer Asphaltdecke: Entweder sie geht zugrunde, oder aber, was viel seltener geschieht, sie entwickelt eine besondere Zähigkeit und setzt sich durch. Der sowjetrussische Schriftsteller Michail Bulgakow ist so ein seltener Fall. Als Kind einer bildungsbürgerlichen russischen Familie in Kiew aufgewachsen, wo er ein Medizinstudium abschloss, diente Bulgakow im Ersten Weltkrieg als Militärarzt, schlug sich nach der Oktoberrevolution auf die Seite der monarchistischen Weißen. Nach dem Sieg der Bolschewiken verhinderte nur eine Typhuserkrankung seine Emigration. Erschüttert vom Leid, das er mitgesehen hatte, wechselte er zur Literatur und zog nach Moskau, wo seine satirischen Werke ab 1927 nicht mehr erscheinen konnten.

Wie dieser Geistesarbeiter, der längst zum Pantheon der Kultautoren gehört, ein wichtiges Werk nach dem anderen verfasste, das nicht gelesen wurde, und sich immer mehr wie in Isolationshaft vorkam, das kann der deutsche Leser sich jetzt anhand einer Auswahl von Bulgakows Tagebuchnotizen und Briefen vorstellen.

Bulgakow beginnt seine Karriere als Schriftsteller im Moskau der von Lenin und Trotzki 1921 beschlossenen Neuen Ökonomischen Politik, jenem taktisch marktwirtschaftlichen Schritt zurück auf dem Weg zum Kommunismus, der dem von Bürgerkrieg und Kriegskommunismus ausgebluteten Land erlaubte, sich zu regenerieren. In Briefen an Mutter und Schwester in Kiew schildert er das von unternehmerischem Fieber erfasste Moskau, wo ständig Firmen, Cafés, Zeitungen gegründet werden und wieder Bankrott machen und alles zu haben ist, von englischen Schuhen bis zu Delikatessen, aber zu stündlich wachsenden Inflationspreisen mit sechs, sieben, acht Stellen.

Wie sein Land nach der Revolution verwahrloste, deprimiert den kultivierten Intellektuellen, es mobilisiert jedoch auch seinen Zug ins Satirische. Angewidert notiert Bulgakow, wie primitive bolschewistische Parteikader die Gesellschaft terrorisieren und die atheistische Propaganda Jesus Christus als Ganoven brandmarkt. Ihn frappiert die Ironie der Geschichte, etwa wenn die Sowjetpresse sich auf Trotzki einschießt, während sich zugleich dessen Buch „Lehren des Oktobers“ verkauft wie warme Semmeln. Die Nachricht, in Samara gebe es zwei Straßenbahnlinien, eine vom Platz der Revolution bis zum Gefängnis und eine vom Sowjetplatz bis zum Gefängnis, kommentiert er knapp mit der Wendung, alle Wege führten halt nach Rom.

Die reiche literarische Produktion dieses offenen Regimekritikers – der Roman „Die weiße Garde“ sowie dessen Bühnenversion „Tage der Turbins“, die Erzählungen „Teufelade“ und „Die verfluchten Eier“ sowie „Sojas Wohnung“, das Stück über ein sowjetisches Bordell – konnte in dieser wilden Zeit zunächst gedruckt beziehungsweise im Moskauer Künstlertheater, aber auch auf anderen Bühnen gespielt werden, und das mit großem Erfolg. Doch 1926 wurde Bulgakow von der Staatssicherheit verhaftet, seine Wohnung wurde durchsucht, und bald darauf wurden alle seine Stücke abgesetzt.

Bulgakows Schreibstil wird schlagartig bleischer. Erschütternd lesen sich seine Beschwerden über Manuskriptkonfiskation und Aufführungsverbot und die wiederholten Gesuche, ihn, da er für seine Heimat untragbar geworden sei, mit seiner Frau ausreisen zu lassen. Stalins Sowjetunion ließ niemanden ziehen. Doch der durchaus kunstsinigste Diktator, der in seiner Jugend Priesterseminarzögling gewesen war, soll ein Faible für diesen Dissidenten gehabt und seine Geschichte amüsant gefunden haben. Am Karfreitag des Jahres 1930 rief er ihn in seinem unsichtbaren Gefängnis an und stellte ihm sogar eine Reisemöglichkeit in Aussicht, die sich dann allerdings nicht bewahrheitete.

Doch seitdem dürfte Bulgakow an seine Sonderbeziehung zur dämonischen Sphäre der Macht geglaubt haben, was ihm wohl auch die Kraft gab, weiterzumachen und insbesondere sein Hauptwerk, den Roman „Der Meister und Margarita“, immer wieder zu überarbeiten. Liebhaber dieses Kultbuches werden anhand der vorliegenden Dokumente eines an Qualen reichen Lebens sowohl Bulgakows Diktum von den angeblich unbrennbaren Manuskripten als auch seine Romanfiguren, den majestätischen Voland-Mephistopheles und seinen Protegé, den halbtoten Meister, besser verstehen. Nur schade, dass der eher lieblos von der englischen Ausgabe von vor zwei Jahren übernommene Einführungstext von Roger Cockrell diesen Aristokraten der Humanität der liberalen Demokratie glaubt zurechnen zu müssen.

KERSTIN HOLM

Michail Bulgakow: „Ich bin zum Schweigen verdammt“. Tagebücher und Briefe. Aus dem Russischen von Renate Reschke, Thomas Reschke und Sabine Baumann. Luchterhand Literaturverlag, München 2015. 352 S., geb., 24,99 €.

